

Kapitel 26: Akkumulation von Geldkapital, ihr Einfluß auf den Zinsfuß

Die Akkumulation des Bankkapitals steht in einem widersprüchlichen Verhältnis zu der des industriellen- und kommerziellen Kapitals: die Art, wie das Bankkapital die *übrige* Akkumulation befördert, ist zugleich die Art, in der es sich *selbst* bereichert. Es befriedigt jedweden Bedarf nach Geldkapital und Geld, indem es alle Zahlungsmittel zu seinem Bereicherungsmittel macht, zu Kredit, der Zinsen abwirft.

So findet eine Akkumulation von Geldkapital neben und zusätzlich zu der des übrigen Kapitals statt, die die Zufuhr von Geldkapital – von Geld, das angelegt sein will, als Kapital zu fungieren – unabhängig von der Nachfrage nach demselben erhöht. Der Zinsfuß, der sich nach Angebot und Nachfrage nach Geld richtet, fällt also, wenn die Geldbedürfnisse des Kapitals mit dem steigenden Angebot, dem wachsenden und Anlage suchenden Geldreichtum, nicht Schritt halten.

Der wachsende Umfang, in dem das Bankkapital den Geldverkehr der übrigen Geschäftswelt bei sich zentralisiert, d.h. den Geldumlauf ökonomisiert, schmälert zugleich generell den Bedarf nach Geld. Ein relativ immer größerer Teil aller Zahlungen erfolgt durch bloße Verrechnung von Forderungen. Zudem kann die Geschäftswelt mit wachsendem Anlagebedürfnis des Geldkapitals mit entsprechend größerer Sicherheit davon ausgehen, dass sie die Zahlungsverprechen ihrer jeweiligen Geschäftspartner bei der Bank zu Geld machen kann. Das steigert den Umfang, in dem die Kapitalisten sich einfach untereinander kreditieren, den Gebrauch jeder Form des kommerziellen Kredits (Wechsel, heute: Zahlungsziele). Die Betätigung des Bankkapitals steigert also nicht nur das Angebot auf dem Kreditmarkt, sondern schmälert auch zugleich die Nachfrage, und damit den Zins, also den Wirkungsgrad des Geschäftsmittels der Banken.

In Zeiten der Stockungen oder in der Krise brauchen die kommerziellen und industriellen Kapitalisten Geld. Sie haben ihre Geschäfte mit Hilfe von Kredit in allen Formen voran getrieben, aber nun stockt an irgendeiner Stelle der Absatz von Waren, oder aus irgendeinem anderen Grund reichen die Zuflüsse nicht mehr aus, um die eingegangenen Verbindlichkeiten in gewohntem Maß zu bedienen. Die Gläubiger bestehen auf Zahlung, die Schuldverhältnisse lassen sich nicht mehr verlängern, das Verrechnen der Forderungen mit den Verbindlichkeiten offenbart Geldbedarf. Sie brauchen also Geld, aber nicht, um den Verkaufserlös schon vor seiner Realisation wieder in ihre Kapitalkreisläufe zu stecken, und auch nicht, um das Geschäft auszuweiten, sondern um die Verbindlichkeiten zu bedienen, die sie vorher, um ihr Geschäft voranzutreiben, eingegangen sind. Dass dieser Geldbedarf gar kein Kapitalbedarf ist, sondern einfach der nach Zahlungsmitteln, hindert die Banken freilich nicht daran das Geld, das sie verleihen, als ihr Kapital zu bewirtschaften. Sie nutzen die hohe Nachfrage für Erhöhung des Zinses, und lassen sich obendrein die schwierige Geschäftslage als Risikoprämie, also auch als Zins, bezahlen. Wie die Banken in Zeiten der Prosperität die Akkumulation weitgehend von Geld- also Marktschranken emanzipieren, machen sie so, in Krisenzeiten, die Schranken gegen alle geltend.

An den Rechtfertigungen der Bankiers, die sich 1857 gegen die Vorwürfe einer parlamentarischen Untersuchungskommission verteidigten, sie hätten den Staat zu einem Gesetz, das nur ihnen nutzt, überredet, zeigt Marx, welche Widersprüche und Verdrehungen man sich leisten muss, um ein harmonisches Verhältnis von Geldkapitalakkumulation und der übrigen Akkumulation zu behaupten. Die Situation war damals diese:

Das fragliche Gesetz war der Bankact von 1844, der die Bank of England – etwa das, was heute eine staatliche Notenbank ist – darauf festlegte, Noten (Geld, also gesetzliches Zahlungsmittel) nur in dem Umfang in Umlauf zu bringen, wie sie auch über Gold und bestimmte Vermögenstitel (v.a. Staatsschulden) verfügte. Der Staat hatte sich das als Krisenverhinderungsmaßnahme einleuchten lassen, nachdem Großbritannien in den ersten 20 Jahren des 19. Jahrhunderts öfter unter Entwertung der Noten der Bank of England¹ zu lei-

¹Das waren damals schon keine Banknoten im Sinne von Privatbanknoten mehr. Wenn auch heute noch die Pfundnoten den Satz „i promis to pay“ über die englische Königin schreiben, waren die Noten der Bank of England auch damals schon nicht mehr eintauschbar in Gold. Sie hatten „Zwangskurs“, d.h. sie waren staatlich garantiert tauglich, jede Schuld zu begleichen, egal wieviel Gold man für sie bekam. Privatbanknoten, die es damals noch daneben gab, waren in der Tat das Versprechen ein Pfund in Noten gegen ein Pfund in Gold einzutauschen – wann immer der Besitzer es wollte. Solche Noten können keinen Wertverlust erleiden, der nicht ein Wertverlust des Goldes ist, sie sind tatsächlich soweit goldgleich, wie die emittierende Bank ihr Versprechen halten kann, erweisen sich aber auch andersherum als Schwindel, soweit nicht – Bankrott der Bank. Anders ist es eben mit den Noten der Bank of England: sie haben Zwangskurs, sind gesetzliches Zahlungsmittel, und haben daher verschiedene Werte, je nachdem, was man mit ihnen kaufen kann. Die Wert-

den hatte. Overstone, einer der befragten Bankiers, war ein Hauptvertreter der currency-Theorie, nach der die Golddeckung, wie der Bankact sie implementierte, sowas, bzw. Krisen überhaupt, verhindere. 1857, also als die Untersuchung stattfand, hatte aber eine Krise zur Erhöhung des Zinsfußes geführt, was seinerseits die Krise verschärfte, und der Bankact potenzierte noch die Freiheit der Banken die Zinsen zu erhöhen, weil so das gesetzliche Zahlungsmittel, also das Geldangebot, tatsächlich absolut beschränkt war. Im Raum stand die Frage, ob man den Bankact aufheben sollte, um den Ruin der übrigen Wirtschaft zu verhindern, oder nicht. Overstone und seine Freunde (Bankiers) wollten das verhindern: der hohe Zinsfuß gefiel ihnen sehr gut, und sie argumentierten daher, es gäbe keinen Widerspruch zwischen dem Bankgeschäft und dem des übrigen Kapitals.

Im wesentlichen geht es dabei um drei Verwechslungen. Erstens behaupten die Bankiers, der Zinsfuß sei gar nicht verschieden von der Profitrate. Hoher Zins würde also nichts ausdrücken als hohen Profit, weil schließlich die Kapitalisten nur Zinsen zahlen würden, wenn sie auch genug damit verdienen. Sie zahlen aber auch Zinsen wenn sie müssen, weil sie Geld brauchen, selbst wenn sie nichts damit verdienen – wie ja gerade die Krise, die den Anlass für die Untersuchung darstellt, zeigt. Also wird die Behauptung variiert in die, hoher Zins sei der Ausdruck hohen Werts des Kapitals. Das stimmt freilich nur, soweit man mit Kapital nichts außer dem Bankkapital meint. In die Bestimmung des Zinses geht schließlich jeder Geldbedarf ein, sei es wirklich solcher nach Kapital, oder bloß Bedarf nach Zahlungsfähigkeit aus irgendeinem Grund. Dann behauptet der oberste Banker Overstone genau das: Nur das Geldkapital in den Händen der Banken sei wirkliches Kapital; versteigt sich also – weil ihm offenbar die Macht des Finanzkapitals zu Kopf gestiegen ist – zu einer Theorie, die die ökonomischen Verhältnisse auf den Kopf stellt: das Bankkapital ist nicht das Produkt/Derivat der kapitalistischen Produktionsweise, sondern ihre materielle Grundlage.

form des Geldes ist immer nur die entwickelte relative: eine unendliche Kette von dem Zeug, was man damit kaufen kann.